

Der Cassetten-Diebstahl.

4) Criminal-Novelle von Wilhelm Anlonay.

Ein Vorwand, mich mit dem Besitzer der Bude bekannt zu machen, ohne irgend auffallend zu erscheinen, fand sich leicht und der Mann erklärte mir bereitwillig, daß die Besichtigung von ihm erfinden und zuerst in Deutschland eingeführt sei. Er benenne mit diesem Wort seine Automaten, mit denen er als Baugredner seine Künste produziere.

Ich sah mir trotz meiner inneren Erregung die Vorstellung an. Da standen sie nun vor mir, die räthselvollen kleinen Zwergegestalten, mit Sammet und Seide betheilt, aus denen heraus der Baugredner in verschiedener Tonfärbung zu sprechen schien.

Ich habe mich für diese Künste von Jugend auf interessiert und manchen Gesofen in die Buden von solchen fahrenden Netzen getreten, allein einen Baugredner hatte ich noch niemals gesehen.

Diese Kunst wird selten produziert. Man kann sie nicht lehren noch lernen, wie etwa Tischenspieler, Dressir von wilden Thieren, oder all' den Hofakrobaten der sogenannten Sträußchen, die eben jetzt mit ihrem Gedankenleben so viel Weisens von sich machen.

Die Kunst des Baugredners ist angeboren und besteht in der ganz eigenhümlichen Fähigkeit, die Töne, anstatt sie herauszulassen, in sich hinein zu sprechen und zwar nicht etwa bis in den Bauch (diese Bezeichnung ist eine falsche), sondern nur bis in die Brust. Es soll das, wie mir später dieser Herr der Androiden erklärte, sehr angreifend sein und die Sprech- und Athmungsorgane gewaltig antrengen.

Ich muß gefehen, der Mann machte seine Sache vorzüglich und ich bewaunere, daß er so wenig Zuhörer habe. Vielleicht trug dazu die Unerschbarkeit seines primitiven Reimwandzuges und der Mangel an hünten Aushängeschildern bei, durch welche sonst dieser Künstler die große Menge anzulocken pflegen.

Auch im Innern des Bettes lag es sehr einfach, ja ärmlich aus. Der erie Platz bestand aus Einbänden, einfache, kaum glatt gehobelte Balken, die auf Pföden festgenagelt waren; auf dem durch ein Seil abgetheilten zweiten Platz mußte man stehen. Das Theater selbst machte mit seinen Teppichen, Vorhängen und gut getheilten Puppen einen etwas hüfieren Eindruck; es schien, als zeige sich hier der Rest hüfere Wohlhabenheit in der ganzen Ausstattung.

Die Figuren saßen auf Stühlen und waren anfänglich mit Decken verhüllt, die der Baugredner einzeln entfernte, um die kleinen Automaten der Reihe nach dem Zuschauer vorzustellen und sich so dann mit ihnen zu unterhalten.

Da gab es einer „dummen Widel“, den der Topfack spielt und sich recht unmanierlich benahm, indem er unaufrichtig lachte und spuckte.

Die zweite Figur stellte die „gute alte Tante“ vor, welche eine Erzählung zum Besten gab, wie sie sich jüngst in Theater gelangweilt hatte.

Eine dritte Puppe war ein Mohr, der nichts zu thun hatte, als höchst laut und lustig aufzulachen, wenn die andern Androiden irgend einen Witz gemacht hatten. Noch eine andere Gestalt wurde uns als das „actige Vöschchen“ namhaft gemacht, welches allerlei kindliche Wiederfang, während der „dumme August“ sich mit hüfere Schnapsstimmungen immer noch einen Cognac bestellte.

Die Unterredung der Puppen ging sehr flott von Flakten, und der Künstler irrte sich niemals in den verschiedenen Tönen, die er für diese verschiedenen Charaktere gemahlt, so daß man in der That nicht aus dem Lachen herauskam und den Eindruck empfing, als ob die kleinen Gestalten selber so sprächen, während doch der Baugredner ganz allein die Kosten der Unterhaltung für Alle trug, ohne daß man indeß bemerkte, wie er die Töne hervorbrachte, denn er öffnete die Lippen nur, wenn er selbst in das Wechselgespräch eingriff, um dem vorlauten August einen Beweis, dem actigen Vöschchen ein Lob, oder der rebellen alten Tante ein Kompliment zu ertheilen.

Nach dem ersten Theil gab es eine kleine Pause. Darauf erklang auf einer verstimmt Dreiporgel hinter der Bühne ein Lied, der Vorhang öffnete sich und es erschien die Frau des Baugredners, welche vorher an der Kasse gestanden hatte, um uns etwas vorzutragen.

Sie schien indeß in ihrer Kunst keine große Fertigkeit zu besitzen, schlug die Cassagnetten aber mit gutem musikalischen Takt und lag in ihrem spanischen Kostüm recht niedlich aus. Die Freiheit, die sonst hüfere Tänzerinnen in öffentlichen Lokalen vor Allen zur Schau zu tragen pflegen, fehlte ihr indeß gänzlich, ja es schien mir, als lähe sie ihre Kunst nur gezwungener Weise aus.

Als dritte Abtheilung kam dann eine Solocène des Baugredners, welche den Besuch eines Mannes bei einem Zahnarzte schilderte. Zuerst hörte man den Patienten oben in der Höhe sprechen, als habe er die Stimme des Arztes verfehlt und trage nach diesem in einem hüfieren Stockwerk. Der Baugredner, der auf der Bühne stand und die Rolle des Doctors gab, fiel ihm zu, er möge doch herunter kommen, und beschrie ihm den Weg. Der Patient aber mußte denselben verfehlt haben, denn jetzt klang sein Winken aus dem Keller. Endlich kam die Stimme näher und näher. Der Künstler öffnete im Fohdium der Bühne eine Schenklappe, und nun vernahm man den Patienten noch näher, als läme derselbe auf einer Treppe hinunter kommen. Der Doctor lud ihn ein, Platz

zu nehmen, der Patient stöhnt und weint. Jetzt beginnt die Operation. Schlag auf Schlag spricht bald der Arzt, bald der Zahnleidende, der sich gegen das Herausreißen des Zahnes wehrt.

Endlich ist der Quälgeist entfernt, der Patient schreit auf, und wer jemals etwas Aehnliches im Atelier eines Zahnkünstlers erlebt, mußte zugeben, daß der ganze Vorgang so natürlich und so anghaulich nur durch diese rasch wechselnde Tonmalerei der beiden Stimmen geschildert worden sei, als hätte ihn der Hörer wirklich erlebt.

Nachdem sich der Patient bedankt, entfernte er sich wieder; erst steigt er die Treppe hinauf, dann klingt die Stimme wieder oben. Endlich verhallt sie ganz.

Der sichtbar erschöpfte Künstler verbeugt sich, künzelt das Ende der Vorstellung an und bittet um „gütigen Zuspruch für den nächsten Tag.“

Ich gesehe, daß ich eine wirklich recht amüsante Stunde in der kleinen Bude des Bentraciquäntens verlebt und in derselben meine amtlische Aufgabe fast vergessen hatte.

Jetzt aber erinnerte ich mich derselben natürlich um so lebhafter, und der Gedanke, daß ich hier durch Zufallsgünst einen Anhaltspunkt für weitere Forschungen gefunden haben könne, erfüllte mich nun mit besonderer Anregung.

Zwar hatte der Künstler mir erzählt, daß er zuerst und bisher allein die Androiden in Deutschland eingeführt habe, konnte Praxerei sein, wie solche ja bei dertel fahrenden Netzen „zum Handwerk“ gehören mag, aber die noch ziemlich neuen Köpfe der Puppen, in denen besonders rother Sammet und blaue Seide vorgerichtet, erinnerten mich an die Bleistiftzeichnungen des bewußten Jettels aus der Schreibstube des Justizraths. Schien hier nicht in Wahrheit eine Andeutung über die richtige Auslegung jener halb vernünftigen Bemerkungen? Es war ein Kopienanschlag für die neue Verfertigung der Androiden — weiter nichts.

Wie aber kam derselbe in jene Schreibstube?

Ich blieb vor der Bude stehen, bis der Besitzer mit seiner Frau zum Vorschein kam und schloß mich den Beiden an, indem ich ihnen die artigen Komplimente über ihre künstlichen Produktionen machte und um die Ehre bat, mit ihnen noch eine gemüthliche Stunde bei Wein oder Bier verleben zu dürfen.

Wer je mit solchen Leuten verkehrt hat, der weiß, daß solche Anerbietungen und Vobspüche stets ein sehr freundliches Entgegenkommen bei ihnen zu finden pflegen und ich wunderte mich, daß ich dieses Mal noch so viel zureden mußte, bevor man meine fernere Gesellschaft annahm.

Man wie Frau machten den Eindruck von gebückten und schenen Leuten, die sich am liebsten ganz für sich halten möchten. Das bestellte meinen Verbad und ich ließ das Künstlerpaar erst recht nicht los.

Allmählig wurde dasselbe denn auch etwas gesprächiger und der Mann erklärte, daß sie für diesen Abend eigentlich schon verlagert seien, indeß wäre es ja keine „geschlossene Gesellschaft“, in die sie sich begeben wollten und so könnte ich ja ganz ruhig mitgehen.

Wir pflegen Abends in dem kleinen Hotel wo wir logirten, so erzählte mir der Baugredner, derweil wir dem Innern der Stadt zuschritten, mit einigen Freunden zusammen zu sein: Herren von der Presse, die für mich ein großes Wohlwollen bezeugen und angesehene Leute aus der Stadt.

Das klang freilich wieder etwas recht nahrhaft, allein ich wußte ja, daß ich mich dadurch nicht zu imponiren lassen brauchte.

„Herren von der Presse?“ fragte ich unbesonnen.

„Also nehmen die Herren von Ihren Schaustellungen Noth?“ Nun, eigentlich ist das ja nicht mehr wie recht und billig, denn Sie machen Ihre Kunststücke wirklich unvergleichlich und Sie verdienen wegen ihrer Fertigkeit in der Baugrednerei einen besseren Zulauf und größere Einnahmen.“

Ein Räseln der Verkleidung glitt über das gelbe Gesicht des Künstlers und er antwortete: „Ach, im Winter geht das Geschäft auch anders und ich habe da schon viel Geld verdient. Aber in der Sommerzeit ist die Zeit der moagren Käse. Nur in den großen Wädern ist dann etwas zu machen, allein, dorthin kommt unserns nicht so leicht. Dazu braucht's Protection und große Bekanntschaft — das fehlt mir eben! Ich bin zu tollb für mein Geschäft. Nun kommt jetzt noch dazu, daß mir in der Vorbereitung eine Abtheilung fehlt: die Tischenspieler! Ja, das können wir auch, mein Herr!“

Die kleine Frau murmelte eine Zustimmung und blickte ganz bewundernd zu ihrem Manne auf.

(Fortsetzung folgt.)

Gottfried Keller †

— Von Theodor Wolff.

Eine Trauerkunde, aus deren Entziffren wir ja seit längerer Zeit schon vorbereitet sein mußten, die aber die zahllosen Freunde des geleierten Dichters dennoch aufs Tiefste erschüttern wird, trägt uns der Telegraph aus der Schweiz zu: Gottfried Keller ist am 15. ds. Mts. Nachmittags 3 Uhr 20 Min. im Alter von 71 Jahren lauch entschlafen. Ein glühiges Geschick erpante ihn schweren Todesklamp; wie die Neue Zürich. Ztg. meldet, gleich sein Ende einem sanften Erlöschen.

Es ist nun ein Jahr, daß wir ihn feierten, an seinem hiebigsten Geburtstag mit all den Ehren, die eine hüfere Gemeinde ihrem Dichter zu geben vermag, mit all der Dankbarkeit, auf die er ein Anrecht hat, wie

Wenige neben ihm. Und nun ist das Grab geöffnet, und sie tragen die Bahre hinaus aus dem stillen Dichtereheim und senken das, was sterblich war an Gottfried Keller, in die dunkelgründende Erde hinab. Wie schnell das gegangen ist, vom Jubel zur Trauer, von den Blumen der Freude zu den Kränzen des Betra! Noch glaubt man sie zu hören, die hüfenden Blumen von allen Hüben ringsum, die den Geleiteten grüßen, und da steht schon ganz leise, mit trüblichem, schlingendem Klang das Tobengläschen ein, das den müden Wanderer zur letzten Heimath geleitet. Und der Tag ist gekommen, der große Ruhetag, den er einst in der Ferne gesucht:

„Ich will mich schlafen legen,
Der Morgenwind schon zieht —
Ihr Frauenweiden am Strichhof,
Summt mir mein Schlämmelied!“

Im „Grünen Heurich“ findet sich ein Satz, welcher lautet: „Jede wahre Volkstheorie ist ein Monolog, der das Volk selber hält.“ Das charakterisiert den Mann und sein Werk. So war Alles, was er schuf, nur ein Abglanz des Volkslebens, und Alles, was er kann, nur ein Spiegelbild der Volksseele. Er war einer aus dem Volke, der da sprach für Viele, und die Herzen des ganzen Volkes, dieses geradsinrigen, grundguten Volkes der Schweiz, schlossen sich zusammen in seinem Herzen, und die Gedanken und die Gesühle des Volkes sammelten sich gleichsam in dem, was er dachte und sagte. Er fand nur den Ausdruck für die Wünsche und Stimmungen seines Landes und wußte all das, was vorwärts und gefaltlos leise in verborgenen Wertenwinkelchen lebte, in feste Form zu fügen. Er hatte die Worte für das, was das Volk rings um ihn nur unklar und unbewußt fühlte. Und von diesem Poesienstolz zu sein, diese Worte so ganz zum Ausdruck der Volksseele zu machen, das ist ja vielleicht das Höchste in der Dichtkunst. Ober doch zu Unbsten etwas sehr Hohes.

Und so ist der „Grüne Heurich“ nichts Anderes als die Geschichte des Volkes. Subtil und Anna — für mich und für gar Manchen wohl die hüfsten Gestalten im Welt —, die Hürter und die Bauern und dann der junge Held selber und seine Mutter, das Alles ist doch nur das Volk. Da findet es sich wieder, und in den Zellspielen sieht es selte alten, herrlich hüfren Sitten und in den Gesulchten vom Mevellen seine Sagen mit ihrer hüfenden Unschuld und ihrer hüfenden, quellreinen Poesie. Und „Bantanz der Schmoller“ und „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ und „Frau Regel Amrain“ und all die anderen „Leute von Sedwyla“ mit ihrem Trost und ihrem Sturz und ihrer hüfendsten Leidenschaft sind doch aus der Mitte des Volkes herausgetreten.

Aber wenn wir heute im Angesicht des Grabes, das ihn aufnehmen wird, und das doch seinen Ruhm und seinen Namen nicht umschleichen kann, wenn wir heute noch einmal nach guter Sitte und rechtlichem Brauch seiner Größe gedenken, dann darf auch das Wort nicht fehlen, das seinen Sinn für alles Freie räumt. Er, der im Volke gelebt und mit dem Volke empfunden, er hat es wohl gewußt, daß die Freiheit die Sonne ist, die den Blüten die Farbe giebt, und daß man ein Volk hinausstellen muß in die freie, frisch wehende Luft, wenn es gedeihen soll. So war er unter denen, die achtundbleißig aus den Jinnen der Partei das Lied für Recht und Freiheit gungen, so hat er gezinkt und gewettert gegen den grauen Trost der virorum obscurorum.

Mit dem Vaterland und allen Freien
Ging er stets dem goldnen Licht entgegen:
Freiheit, Licht und Wohlstand, diesen Dreien
Galt der Takt von seines Herzens Schlägen.
Was er that, das hat er recht mit Recht,
Und beim Schmieden war kein Eisen heiß —

Das sind Worte, die er dem todben Wilhelm Baumgartner, dem Gelangführer und Tonhüfner nachgerufen, und das sind Worte, die auch von ihm sich sagen lassen, und die man auch ihm heute nachrufen darf, dem freien Dichter eines freien Volkes, Gottfried Keller.

Doch will man die Summe ziehen von seinem Schaffen, so wird man vielleicht finden, daß ihm Eins gefehlt hat, allezeit: Phantasie. Und gerade das Eine ist's, was die ganz großen, leuchtenden Dichterverke baut. Gottfried Kellers Kunst war eine behäbige, prächtige Fabulistik und ein gemüthvolles, lebenswürdiges Wiedergeben der Gedanken und Empfindungen des Volkes. Aber die große, göttliche Dichtersphantasie, die auf farbenglühenden Flügeln den Poeten weit hinweg trägt in sonnige, blumenhüfende, duftdurchstrahlte Länder, die belag er nicht. Nur in „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ werden die Farben glühvoller und die Leidenschaft hüfere und mächtiger. Fast überall sonst aber ist Alles in fremdlicher Wärme gehalten, eine hüfliche Heterlei, eine vornehm hüfere lebt in jedem Edehen. Man spürt diesen Hauch, der ausgeht von einer hüfsten Persönlichkeit, die sich längst gerettet hat aus allen Brandungen und Wogenkämpfen heraus, die sich geklärt hat inmitten der tausend Wirrnisse der Welt. Man hat den Eindruck von etwas Fest-Geordnetem, Hüfig-Setztem. Und so, hüf und hüflich und stark, hat er in seinem Hüfich seit Jahren gelebt und seine hüfere geponnen, und wenn er Abends mit Konrad Ferdinand Meyer, dem Dichter der „Nüchtern“ und des „Jürgen Jenatsch“, und mit dem großen Meister Wädlin im Wirthshaus zusammengesessen, dann haben die Drei ihren Krug geleert und dann immer noch einen Krug und haben die hüfendbüch hüflich bei Seite gelassen in glückvoller, hüfziger Ruhe.

Nun fehlt der Eine aus der Dreihüf, und die Hüfliche geleiten ihn hinaus, ihn, der noch vor kurzer Zeit so

